Allerlei.

Ueber die Statistik der Arbeiterorganisationen Deutschlands sind in den letzten Jahren von den einzelnen Verbänden zahlreiche Veröffentlichungen veranstaltet worden. Diese werden von Dr. Dochow in dem neuesten Heft der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" in einer solchen Weise zusammengestellt, daß daraus ein Ueberblick über die Stärke der verschiedenen Richtungen (freie oder sozialdemokratische Gewerkschaften, Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine, christliche Gewerkschaften) hervorgeht. Die Zentralorganisationen der freien Gewerkschaften zählten 1891 277 659, 1902 733 206 Mitglieder. Die Mitgliederzahl des Deutschen Buchdruckerverbandes, welcher unter den freien Gewerkschaften eine besondere Stellung einnimmt, belief sich 1867 auf 3195, Ende 1898 auf 26 877, 1902 auf 36 116 Mitglieder. Die Metallarbeiter zählten 1900 100 762, 1902 128 842 Mitglieder. Im Jahre 1898 waren von den 493 742 Mitgliedern der Zentralverbände 129 245 in sogenannten Industrieverbänden organisiert, und zwar 75 431 Metallarbeiter, 48 988 Holzarbeiter und 4826 Lederarbeiter. Die deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) zählten Ende 1869 258 Ortsvereine mit zirka 30 000 Mitgliedern, 1902 1992 Ortsvereine mit 102 851 Mitgliedern. Der bedeutendste Gewerkverein, derjenige der Maschinenbauer- und Metallarbeiter, zählte im Jahre 1872 4468, 1902 40 288 Mitglieder. Die Mitgliederzahl der christlichen Gewerkschaften, die dem Gesamtverbande angehören, bezifferte sich 1902 auf 73 077, 1903 auf 84 652 Personen. Die älteste dieser Gewerkschaften ist die 1894 gegründete der Bergarbeiter. Die außerhalb des Gesamtverbandes stehenden christlichen Gewerkschaften zählten im 1902 96 668, in 1903 105 248 Mitglieder. An erster Stelle stehen der Verband der deutschen Eisenbahnhandwerker mit 47 151 und der bayerischen Eisenbahnen mit 16 000 Mitgliedern im Jahre 1903. Die wichtigsten der unabhängigen Vereine mit gewerkschaftlichem Charakter sind die Brauer mit 2600, der Gutenberg-Bund mit 3000, die Gärtner mit 2700 und die Gastwirtsgehülfen mit 10 000 Mitgliedern im Jahre 1902. Die Gesammtmitgliederzahl der unabhängigen Vereine betrug 1902 56 595 Personen.

Ein Geschenk der Exkönigin Natalie an Serbien.

Die Exkönigin Natalie hat, wie ein englisches Blatt berichtet, ihren Vertreter beauftragt, alle die Waffen, die den verstorbenen Königen Milan und Alexander gehörten, dem serbischen Nationalmuseum zu übergeben. Unter diesen Waffen sind einige von höchst künstlerischem Wert, und die ganze Sammlung soll einen Wert von mehr als 800 000 Mark repräsentieren. Sogar die Zeitungen, die sonst den Königsmord verteidigen, nehmen diese Schenkung mit Dank an und fordern, daß sie in einem besonderen Pavillon aufgestellt werden sollen. Alle Möbel, Kleidungsstücke, Gemälde und andere Wertsachen, die dem toten Könige gehörten, wurden dieser Tage von dem alten Palast nach besonderen Räumen gebracht, wo sie zunächst ausgestellt bleiben sollen, um dann öffentlich versteigert zu werden.

Ein „hypnotisches" Hospital.

Wie aus Newyork berichtet wird, kündigt Professor Hyslopp von der Columbia-Universität, einer der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Hypnotismus in Amerika, die Gründung eines Hospitals für die hypnotische Behandlung von Krankheiten in Newyork an. Ein bekannter Millionär hat unter der Bedingung, daß noch andere Beträge gezeichnet werden, eine große Summe in Aussicht gestellt; bei der bekannten Liberalität der amerikanischen Multimillionäre, die sich mit solchen Spenden für die Wissenschaft gegenseitig zu übertrumpfen suchen, werden auf diese Weise die erforderlichen Mittel bald zusammengebracht sein.

Ueber einen gelungenen Studentenstreich

wird der „Kreuzztg." aus Lauterbach (Rügen) berichtet. Für die Benutzung der dortigen Brücke ist eine Gebühr von 10 Pfg. zu entrichten. Die Bescheinigung besagt: „10 Pfg. sind für die einmalige Benutzung der Fürstl. Damm- und Brückenanlage durch eine Person einschl. dessen, was sie trägt, bezahlt." Der Beamte war nicht wenig überrascht, als eine Anzahl Greifswalder Studenten, einer den anderen tragend, unter lautem Jubel auf die Brücke zog. Jeder wollte einschließlich seiner Last 10 Pfg. zahlen. Einem Einwande des Beamten, daß die Karte nur zur Benutzung durch eine Person berechtige, hielt man entgegen, daß die getragene Person die Brücke ja gar nicht betrete. Der Beamte sah das Nutzlose weiterer Entgegnungen ein und ließ den Scherz wohl oder übel gelten.

Eine neue Stinkbombe

ist von einem österreichischen Militärarzt erfunden worden. Die Bombe, die aus einer gewöhnlichen Kanone abgeschossen werden kann, besitzt einen Zeitzünder. Wenn sie an ihrem Ziele einschlägt, so explodiert sie nicht, aber sie erfüllt die Luft derart mit betäubenden Gasen, daß sie nach der Angabe des Erfinders, wenn sie mitten in ein Regiment niederfallen würde, etwa 2000 Mann für mehrere Stunden bewußtlos machen könne. Der menschenfreundliche Militärarzt meint dann weiter, daß die betroffene Abteilung dann in aller Gemütlichkeit gefangen genommen werden könnte und, abgesehen von diesem Schicksal keine weiteren üblen Folgen davon verspüren würde, als etwas Kopfschmerzen. Was würden die Japaner darum geben, wenn sie solche Bomben schon bei der Belagerung von Port Arthur benutzen könnten!

Der Chartreuse-Likör und die göttliche Vorsehung.

Der „Elsaßer" schreibt in seiner Nr. 196 vom 7. Juni in einem Artikel zur Verherrlichung des berühmten Likörs der Karthäusermönche, der Chartreuse, indem zugleich die elsässische Kreisstadt Molsheim als Geburtsort dieses Herz und Magen stärkenden Elixiers gerühmt wird, wörtlich folgendes: „Die Chartreuse war entdeckt, und man darf wohl sagen, durch ein besonderes Fügen der göttlichen Vorsehung."

Humoristisches.

* **Französischer Witz.** Ein Abgeordneter empfiehlt einem Minister einen jungen Stellenanwärter. „Der Bewerber ist intelligent," sagt er, „er liebt die Ordnung und ist korrekt, korrekt vor allem!" — „Aha!" — „Ja, er kam erst gestern aus dem Korrektionshaus!"

*

* **Rat und Tat.** "Siehst Du," sagt ein Vater zu seinem Sohn, „man darf niemals lügen, selbst wenn die Lüge Dir fast notwendig erscheinen sollte." In dem Augenblick klingelt es. „Sieh mal wer da ist," fährt der Vater fort, „und wenn man fragt, ob ich zu Hause bin, sagst Du nein!"

*

* **Höhere Rechenkunst.** „Ungleichartige Gegenstände kann man nie zusamenzählen," sagt der Lehrer. „Zwei Birnen und zwei Kohlköpfe sind niemals vier Kohlköpfe oder vier Birnen." — „Wie kommt es aber, Herr Lehrer, daß ein Liter Wasser und ein Liter Wein zwei Liter Wein sind?"

*

Ein altegyptisches Hanswursttheater,

das von dem Archäologen Gayet im Verlaufe seiner Ausgrabungen in Antinoe entdeckt worden ist, wird in Paris in einem Saale des Musee Guimet ausgestellt. Dieses merkwürdige kleine Theater war für die Erwachsenen bestimmt.

Aus den „Fliegenden Blättern".

Schrecklich. „. . . . Sage mir nur, warum macht Deine Frau seit einigen Tagen gar ein so grantiges Gesicht?" — „Ach, die ärgert sich schrecklich . . . denn sie weiß eine Menge Neuigkeiten — und ist total heiser!"

*

Auch ein Grund. Schneidermeister (dem ein Studiosus jedesmal, wenn er mit der Rechnung kommt, einen Kognak präsentiert): „Heute müssen Sie mir aber unbedingt einmal Geld geben, Herr Spund . . . Der Arzt hat mir das ewige Schnapstrinken untersagt!"

*

Zu ängstlich. „Fahren Sie Automobil?" — „O, ich kann ja nicht einmal einer Fliege was zu Leide tun!"

*

Eigentümliche Logik. „Sie bewerben sich um die Hand meiner Tochter — wie viel Schulden haben Sie?" — „Keine!" — „Keine Schulden!" . . . Aber, junger Mann, dieser Mangel an Kredit ist sehr wenig vertrauenerweckend!"

*

Aus der Sommerfrische. „Kathi, führen Sie den Herrn auf Nr. 71!" — „So viel' Zimmer haben Sie!?" — „Nein — nur zwei: Nr. 7. und 72!"

Humor des Auslandes.

(Aus dem „Dieb".) Gewissensfrage. Jetzt weiß ich nicht, soll ich mir noch weiter allein die Stiefel putzen oder soll ich heiraten?"

*

O weh! Weißt Du, ich finde es ja geradezu empörend. Gestern sagt mir die junge Meyer, ich sei eine bodenlos freche, herzlose, impertinente Kokette. — Das ist ja unglaublich! Ja woher kennt sie Dich denn?

*

Beim Examen. Sie sehen, daß das rechte Bein des Patienten bedeutend länger ist als das linke. Die Folge davon ist, daß der Mann hinkt. Was würden Sie in so einem Falle tun? — Auch hinken, Herr Professor.

*

Jubelfeier. Morgen feiern wir ein kleines Jubiläum bei uns zu Haus. — So, was denn für eins? — Unsere Köchin ist schon 25 Tage bei uns im Dienst.

*

Gott sei Dank. Herr Kapitän, Herr Kapitän, fragte der Schiffsjunge, ist etwas verloren, wenn man weiß, wo es liegt? — Nein, du dummer Tölpel du! — Gott sei Dank! Dann ist auch Ihr silberner Löffel nicht verloren, denn ich weiß, er liegt auf dem Grunde der See.

*

In der Schule. Wenn du zehn Pfennig hast, und der Hans hier hat fünf, und du nimmst sie und tust sie zu deinen dazu, was gibt das? — Eine große Keilerei!

Industrie, Handel und Verkehr.

*

Kurse der Berliner Börse vom 18. Juni 1904.
(Mitgeteilt von der Essener Kreditanstalt.)

3½% deutsche Reichsan-		Hasper Eis.- u. Stahlw.	200,90
leihe.	102,—	Hibernia	[illegible]
3% deutsche Reichsanl.	90,20	Hörder L. A.	141,50
3½% preuß. Consol.	101,80	Hösch	224,—
3% " "	90,20	Kölner Bergwerk	423,—
Deutsche Bank	218,90	Königsborn	153,—
Diskonto-Comm.	186,60	König Wilhelm St.-Act.	232,50
Essener Credit-Act.	161,60	" Pr.-Act.	312,—
Boch. Vikt.-Brauerei	118,50	Küppersbusch	[illegible]
Geb. Müser	191,50	Laurahütte	242,25
Glückauf Brauerei	128,25	Louise Tiefbau St.-Act.	[illegible]
Isenbeck	90,50	" " Pr.-Act.	104,—
Schlegel	[illegible]	Magdeb. Bergw.	—,—
Annener Guß	70,—	Massener	[illegible]
Aplerb. Margarethe-Act.	116,75	Mend.-Schw. St.-Pr.	90,10
Arenberg	770,—	Nordd. Lloyd	100,20
Baroper Walzwerk	80,—	Nordstern Bergw.-Act.	[illegible]
Bochum-Gelsenkirchener		Phönix Bergw. L. A.	[illegible]
Straßenbahn-Act.	129,50	Rheinische Stahlwerke	—,—
Bochum. Bergw. L. C.	62,40	Rhein.-Westf. Kalkw.	117,60
Bochumer Gußst.	189,—	Rombacher Hütte	[illegible]
Charlottenhütte	53,75	Rothe Erde Dortmd.	55,50
Concordia	321,—	Schalker Gruben	[illegible]
Consoldation	420,—	Schalz Knaudt	159,50
Dortmund Enschede	—,—	Wasserwerk f.d. nördl.	
Dortmunder Union L. C.	82,25	Kohlenrevier	240,50
Eschweiler	246,—	Westf. Drahtindustrie	155,75
Fahrzeugfab. Eisenach	—,—	Westf. Stahlwerke	127,60
Friedr.-Wilhelms-Hütte	116,60	Wittener Glashütten	108,25
Gelsenkirchener Gußst.	95,—	Wittener Gußstahl	157,10
" Bergwerk	217,30	Kurz Amsterdam	168,60
Georgs-Marienh. St.-Act.	107,—	" London	20,38½
St. Pr.	125,75	Brüssel	80,85
Hagener Guß	—,—	Paris	80,85
Harpener	200,70	Wien	85,05
Privat-Diskont 3%		Tendenz: Fest.	

---

* **Neuß**, 18. Juni. Weizen. 1. Qualität, trockene Ware, 17,20, 2. Qual. 16,[illegible]0 3. Qual. —,— Mk. Roggen, 1. Qual 1[illegible],[illegible]0 2. Qual. 12,60 Mk. Hafer, 1. Qual. 12,40, 2. Qual. 11,[illegible]0 Mk. (Alles per 100 Kilo.) Heu per 50 Kilo 2,50 bis 3,00 Mk. Luzernenheu per 50 Kilo 3,60 Mk. Maschinenstroh per 500 Kilo 13 Mk. Flegeldrusch per 500 Kilo 15 Mk Kartoffeln per 50 Kilo 3,00—3,50 Mk. Kartoffeln 3—3,50 Rüböl per 100 Kilo in Partien von 100 Zentner (ohne Faß) 4[illegible],— Mk. Rüböl per 100 Kilo faßweise (ohne Faß) 47,50 Mk. gereinigtes Oel per 100 Kilo 3 Mk. höher als Rüböl. Rübkuchen per 1000 Kilo 90 Mk. Rübkuchen in kleineren Partien 94.— Mk. Kleie per 50 Kilo 4,80 Mk. Eier per Schock (100 Stück) 7,00 Mk. Butter per Kilo 2,30 Mk. Rüböl und Kuchen unverändert.

Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 138. Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. 20. Juni 1904.

Christen-Rache.

Erzählung von Arthur Glocke.

Nachdruck verboten.

Breitbeinig stand der Bauer vom Eichenhofe in der Tür seines Hauses und sein Auge blickte wohlgefällig über das ganze Anwesen, das er sein eigen nannte. Ja, er war reich, der Eichenbauer, aber er war das nicht immer gewesen und die alten Leute im Dorfe wußten noch viel von der Not und der Armut zu erzählen, die früher auf dem Eichenhofe geherrscht hatte, als der Vater des jungen Bauern noch lebte. Der Vater war ein Faulenzer, ein Trunkenbold, gewesen, der das schöne Gut hatte verlottern lassen. Doch der junge Eichenbauer hatte es wieder hochgebracht. Freilich hatte er auch viele unchristliche Mittel angewandt, er hatte gegeizt und seine Dienstboten äußerst knapp gehalten. Wenn die alten Eichen erzählen könnten, die vor dem Hause standen, sie würden von mancher widerwärtigen Szene zu berichten wissen, wie der Bauer seine Tagelöhner bis aufs Blut ausnutzte. Jetzt hatte er zwar Geld genug zusammengescharrt, aber er war dennoch immer schmutzig geizig.

Des Bauern Blicke ruhen noch immer wohlgefällig auf seinem Besitz, da hörte er jemand des Weges kommen, der nach seinem Gute führt.

Es ist Annita, des Tagelöhner Jürgen einziges Töchterlein.

„Nun, was gibts?" ruft er ihr entgegen.

Das Kind ist näher gekommen, und ihn treuherzig mit den großen, sprechenden Augen ansehend, antwortet es:

„Der Vater schickt mich her und läßt Sie um eine Flasche Wein und etwas Fleisch bitten ;die Mutter ist totkrank."

„Natürlich wieder die ewige Bettelei. Ich habe selbst nichts über. Sieh zu, daß Du anderswo etwas bekommst."

„Ich bin schon überall im Dorfe gewesen; alle Leute haben selbst nur das trockene Brot," erwiderte das Kind.

„So, und da meinst Du, bei mir lägen die Flaschen Wein und die Braten haufenweise herum? Nein, ich gebe nichts."

„Aber die Mutter wird sterben, hat der Doktor gesagt, wenn sie nicht Kräftiges zu essen bekommt."

„Meinetwegen! Ich kanns nicht ändern. Geh jetzt; ich habe selbst nichts."

Die Hand des Bauern weist gebieterisch auf die Landstraße zu. Das Kind aber klammert sich an gen ihn an, indem es stammelt:

„Die Mutter muß dann sterben. Das kann und darf doch nicht sein. O bitte, bitte, geben Sie mir doch eine Flasche Wein."

„Elende Betteldirne! Scher Dich zum Teufel!" knirschte der Bauer wütend, und mit einem wüsten Stoße schüttelt er das Kind von seinem Arme ab. Das Mädchen taumelt zurück und fällt mit dem Kopf auf den großen Kieselstein am Eingangstor. Laut schreit es auf von Schmerz, dann erhebt es sich und läuft schluchzend nach Hause.

Der Tagelöhner Jürgen sitzt am Bett seiner kranken Frau in einem ärmlich ausgestatteten Stübchen und wartet auf die Rückkehr seiner Tochter.

Da öffnet sich die Tür und herein tritt Annita.

Die Frage nach den Stärkungsmitteln auf den Lippen des Tagelöhners verstummt, als er sein Kind weinend und mit einem großen, roten Flecken am Kopfe, aus dem das Blut langsam zur Erde tropft, hereintreten sieht. Noch immer schluchzend, erzählt das Kind von der Roheit des Eichenbauers und sucht mit dem Taschentuche die Blutung am Kopfe zu stillen.

Der Tagelöhner Jürgen ist aufgesprungen, seine Augen blitzen und seine Hände ballen sich zu Fäusten.

„Elender Schurke!" schreit er erregt, „das sollst Du mir büßen."

Auch die Kranke hat die Erzählung des Kindes mit angehört und sich halb in ihrem Bette aufgerichtet. „Bleib, Heinrich!" stöhnte sie.

Doch Jürgen läßt sich nicht halten. Er eilt der Tür zu. Da steigt die Kranke mit furchtbarer Anstrengung aus dem Bette und geht wankenden Schrittes hinter ihrem Manne her. An der Tür hat sie ihn erreicht. Sie ergreift seinen Arm und noch einmal fleht sie ihn an: „Bleib, Heinrich!" Dann bricht sie kraftlos zusammen. Der Tagelöhner hebt sie auf und trägt sie wieder auf ihr Lager zurück. Weinend kniet er dann vor ihrem Bette nieder.

Nach einiger Zeit schlägt sie die Augen wieder auf und ihr Mund stammelt abgebrochen:

„Willst Du ihm verzeihen, Heinrich?"

Der Tagelöhner schweigt.

Da richtet sie sich noch einmal auf und streckt ihm die Arme beschwörend entgegen. „Du mußt ihm verzeihen, Heinrich!" sagte sie mit röchelnder Stimme. „Du mußt, ich kann sonst nicht ruhig sterben! Ja, willst Du?"

„Ja!" kommt es nach einer Pause gepreßt aus der Brust des Mannes.

„Dann will ich gern sterben!" stöhnt die Kranke und fällt tot in die Kissen zurück.

Der Tagelöhner weint.

— — — — — — — — — —

Es war eine wunderschöne Herbstnacht. In friedlicher Ruhe lag der Eichenhof da, keine Menschenseele regte sich. Heute war ja Erntefest gewesen, und dabei war es lustig hergegangen. Kein Wunder, daß alle Knechte und Mägde in einen tiefen Schlaf gesunken waren.

Zwei Männer gingen den Weg entlang, der zum Gute führte; beide verlotterte Gestalten, denen man es ansah, daß sie zu allem fähig waren. Jetzt stieß der eine den anderen an und flüsterte:

„Du, Christian, der Dickwanst, der Eichenbauer, wird sich schön wundern, wenn er aus seinem Rausch direkt in der Hölle erwacht."

„Ja, ja!" lachte der andere, „das wird ein lustig Feuerchen geben. Aber an den Hund haben wir nicht gedacht, er fängt schon an laut zu werden; der kann uns den ganzen, schönen Plan verderben. Unsere Rache an diesem Leuteschinder wird dann zu Wasser."

„Sei unbesorgt, Freundchen. Mich kennt das Tier noch von jenen Tagen her, wo uns dieser Geizkragen tyrannisiert hat; ich habe dem Hündchen einen Leckerbissen mitgebracht, nach welchen es keine Zahnschmerzen mehr bekommt."

Sie waren bei diesem Gespräche auf den Hof gelangt. Der Hund wurde von dem einen Strolch, der Christian genannt wurde, schnell beruhigt und ihm auch der Bissen gereicht; kaum fünf Minuten später fiel er um und streckte alle Viere von sich.

„So, der wäre besorgt. Nun schnell das Haus angezündet. Hoffentlich geht das auch so glatt ab wie dieses hier. Du nimmst die Scheune, und ich werde dem Kerl das Wohnhaus etwas erleuchten. Aber sieh ja zu, daß es ordentlich brennt. Hier treffen wir uns wieder; also bis in fünf Minuten."

Mit diesen Worten ging der eine der Strolche auf das Wohnhaus zu, indes der andere den Weg zur Scheune nahm. Nach kaum fünf Minuten trafen sie sich wieder am Hundehaus.

„Nun, besorgt?" flüsterte Christian.

„Ja!"

„Nun, dann wird es Zeit für uns, daß wir fortkommen, denn wenn die Flammen aus dem Dach herausschlagen, darf man uns hier nicht mehr finden."

Und die beiden Brandstifter schlichen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Unterdessen begann in den Gebäuden des Eichenhofes ein unheimliches Knistern und Knattern, das immer lauter wurde. Schon stiegen einige schwarze Rauchwölkchen, untermischt mit sprühenden Funken auf. Ein brenzlicher Geruch verbreitete sich ringsum. Immer dicker wurden die Rauchwolken und immer dichter sprühten die Funken. Da streckt sich plötzlich ein Kopf einer verschlafenen Magd aus dem Fenster und angsterfüllt gellt ihr Ruf durch die Nacht:

„Feuer! Feuer!"

Kaum ist dieser Alarmruf verhallt, da steigt eine leuchtende Feuergarbe aus dem Dache der Scheune, die wächst und wächst, bis das ganze Gebäude einem Feuermeer gleicht. Jetzt hat man auch im Dorfe den Brand bemerkt und schauerlich klingt die Brandglocke und das Horn des Nachtwächters durch die Nacht. Bald sind auch die Dorfbewohner herbeigeeilt, und mit rasender Geschwindigkeit fliegen die Wassereimer durch die Hände der löschenden Männer.

Der Tagelöhner Jürgen war einer der ersten auf der Brandstätte gewesen und hatte mit den Knechten und Mägden geholfen, das Vieh des Eschenbauern zu retten. Plötzlich fragt einer der Knechte nach dem Eschenbauer.

„Mein Gott! Wo ist der Bauer?" geht es von Mund zu Mund. Man hat den Besitzer in der Verwirrung ganz vergessen.

Gleichsam als Antwort auf diese Frage wird plötzlich an einem Fenster die Gestalt des Eschenbauern sichtbar. Dicke Rauchwolken entsteigen dem Fenster. Der Bauer kann nicht mehr sprechen, der Qualm benimmt ihm den Atem; nur stehend streckt er die Hände aus. Dann fällt er zurück. Er ist ohnmächtig geworden.

Jeder hat den Eschenbauern gesehen und jeder weiß, daß etwas getan werden muß, aber niemand wagt sich in das brennende Haus hinein.

Da springt der Tagelöhner Jürgen hervor, fest entschlossen, alles daran zu setzen, um den Eschenbauern zu retten. Mit weithinschallender Stimme gebietet er: „den Rettungssack und das Sprungtuch!"

Hilfsbereite Hände spannen das Tuch und holen den Rettungssack herbei. Der Jürgen läßt sich einen Eimer Wasser über den Kopf gießen und dringt dann eiligst in das brennende Haus.

Er klimmt die brennende Treppe hinauf und spottet der Brandwunden, die er erhält. Endlich hat er das Zimmer des Bauern erreicht. Der Eschenbauer liegt am Boden; er ist betäubt. Rasch ergreift er ihn, hebt ihn mit letzter Kraftanstrengung auf seine Schultern und wankt dem Fenster zu.

Unten hatten die Leute in atemloser Spannung gewartet. Wie sie die kräftige Gestalt des Jürgen mit dem Eschenbauer auf der Schulter am Fenster gewahren, geht ein Freudenschrei durch die Menge. Schnell befestigt Jürgen den heraufgehißten Sack und läßt den Eschenbauer hinuntergleiten. Dann schwingt auch er sich auf die Fensterbrüstung und springt auf das ausgespannte Tuch. Kaum ist er unten angelangt, da fällt er in Ohnmacht.

Als er erwachte, hatten die entfesselten Elemente ausgetobt. Der vormals so stolze Eschenhof war nur noch ein Trümmerhaufen. Man hatte nichts mehr retten können von dem ganzen Mobilar und den Gebäuden. Doch der Bauer hatte keinen Schaden dadurch gehabt, er hatte alles gut versichert. Man hatte den Jürgen, als man ihn über und über mit großen Brandwunden bedeckt von dem Sprungtuche gehoben hatte, in ein Nachbarhaus getragen und den Arzt bestellt. Der hatte bedenklich den Kopf geschüttelt und gemeint, der Jürgen würde wohl nicht wieder durchkommen. Heute endlich, nach zweitägiger Besinnungslosigkeit, war er wieder zu sich gekommen. Man meldete es dem Eschenbauer, der sich von seiner Betäubung schneller erholt hatte. Er kam sofort herbeigeeilt, warf sich vor Jürgens Lager nieder und schluchzte:

O, Jürgen, wie soll ich Euch das vergelten, daß Ihr mit Eurem Leben das meinige erkauft habt? Ich war doch so hart gegen Euch."

„Laßt's gut sein, Eschenbauer," entgegnete Jürgen abgebrochen und sich vor Schmerzen windend, „nur versprecht mir, meine kleine Annita gut und christlich zu erziehen und gegen die armen Leute gerecht und mildtätig zu sein. Was ich tat, habe ich im Andenken meiner guten Frau getan. Wenn mich diese, Gott hab' sie selig, damals nicht zurückgehalten hätte, so säßet Ihr heute nicht hier. Wollt Ihr mir das versprechen?"

„Ja!" antwortete der Eschenbauer unter Schluchzen. — —

Wenige Tage später trug man einen Mann zur letzten Ruhe, der sein Leben für seinen Feind hingegeben, der eine christliche Rache an ihm geübt hatte.

Der Eschenbauer hat sein Wort gehalten; hat der kleinen Annita, die er an Kindesstatt angenommen hat, eine gute und christliche Erziehung angedeihen lassen. Auch ist er ein ganz anderer Mensch und ein guter Herr seinen Untergebenen gegenüber geworden, sodaß sich niemand mehr über ihn zu beklagen gehabt hat.

In dem neuen Eschenhofe, den der Bauer errichtet hat, wohnt jetzt eitel Lust und Freude, und noch mancher Arme des Dorfes hat in dem Eschenbauern einen großen Wohltäter gefunden.

Bekehrt

Erzählung von Arthur Glocke.

Nachdruck verboten.

Langsam senkten sich die Schatten der Dämmerung auf das freundlich gelegene Städtchen L. herab. Den ganzen Tag über hatte die Sonne mit ihren sengenden Strahlen eine unerträgliche Hitze verbreitet und beinahe alles Leben erstickt. Doch jetzt, wo die stärkste Glut vorüber war, und ein kühler Wind über die verdorrten Fluren strich, schien sich die ganze Natur neu zu beleben und alles atmete freier auf.

Rüstig schritt ein Wanderer über die staubige Landstraße, welche ins Städtchen führte. Stehen bleibend blickte er die Chaussee entlang und brummte vor sich hin: „Hätte nicht gedacht, daß der Weg so weit wäre. Was man nicht alles vergißt. Kaum ist man ein paar Jahre aus der Heimat fort, so denkt man sich den Weg, der ein paar Meilen lang ist, und den man früher täglich gelaufen ist, wie einen Katzensprung." Und brummend setzte er seinen Weg fort.

Nach einer halben Stunde kam er in L. an. Mittlerweile war die Dunkelheit ganz hereingebrochen und die Straßen fast menschenleer. Dieses schien zu dem Vorhaben des Landstreichers, denn ein solcher war er jedenfalls, zu passen. Einen Augenblick sah er sich scheu um, und als er niemand gewahrte, schlug er mit einem höhnischen Grinsen auf den verlebten Zügen den Weg nach der nahen Kirche ein.

In majestätischer Ruhe lag die Kirche da. Niemand war darin. Was wollte also der Landstreicher hier? Wollte er beten? Wollte er beichten? Nein, er sah nicht aus, wie ein demütiger Bitter, wie ein reumütiger Sünder. Auf seinen trotzigen Zügen lag finstere Entschlossenheit.

Noch einmal blickte er um sich, ob ihn auch keiner gewahrte, dann öffnete er die Tür und trat ein. Tiefe Stille herrschte in der Kirche. Das ewige Licht warf gespenstige Schatten auf die von ihm beschienenen Gegenstände. Leise, auf den Zehen, schlich sich der Dieb weiter bis zum Altar. Dort den Opferkasten, den wollte er erbrechen und seines Inhalts berauben. Jetzt setzt er das Brecheisen, das er in der Tasche bei sich trug, an, schon belehrt ihn ein bedenkliches Krachen des Schlosses, daß er bald seine frevelhafte Arbeit vollbracht hat. Da schallt es vom hohen Chor herunter:

„Elender, wage es nicht, die Aermsten der Armen, die Waisenkinder, zu berauben; Gott könnte Dich fürchterlich strafen."

Ganz bestürzt stand der Dieb da? Woher kam dieser Ruf? Sollte ihn Gott selber gewarnt haben, eine solch schreckliche Tat zu begehen? Doch nein, Jetzt kam eine Gestalt langsam und würdevoll auf ihn zugeschritten. Er wollte fliehen, doch er stand da wie gebannt. Nur noch einige Schritte, und die Gestalt hatte ihn erreicht. Beim flackernden Scheine der ewigen Lampe erkannte er nun, daß es sein greiser Seelsorger war, den er vor sich hatte. Der Pfarrer, der ihn als Kind getauft, ihn zum ersten Mal zum Tisch des Herrn geleitet hatte, der ihm noch vor wenigen Jahren seine so geliebte Anna angetraut hatte, der mußte ihn nun hier als Dieb sehen, o, daß er hätte in die Erde kriechen können. —

Aber auch der Priester hatte sein früheres Pfarrkind erkannt und mit vor Wehmut zitternder Stimme sprach er jetzt zu dem regungslos dastehenden Manne:

„Wie, Peter, das ist aus Dir geworden in den wenigen Jahren, die Du von hier fort warst? Du, der eifrigste Christ meiner Gemeinde, bist zum gemeinsten Dieb, zum Kirchenräuber geworden? O daß ich das noch erleben mußte!"

Und der alte greise Priester weinte, weinte über das verloren gegangene Schäflein.

Kurze Zeit herrschte tiefe Stille in der Kirche. Doch nun ging Peter das Herz über und er warf sich dem alten ehrwürdigen Greis zu Füßen und schluchzte. Und als er seine Tränen getrocknet hatte, erzählte er dem Priester seine Geschichte. Wie er, als seine gute Anna schon nach einjähriger glücklicher Ehe gestorben, hinausgezogen sei in die Welt um seinen Schmerz zu vergessen. Wie er erst eingedenk der Versprechen, die er seiner Frau auf dem Sterbebette gegeben hatte, ein nüchterner und fleißiger Arbeiter gewesen, dann aber den Sozialdemokraten in die Hände gefallen wäre und so nach und nach von Stufe zu Stufe sinkend, schließlich ein Landstreicher und Dieb geworden sei.

Tief betrübt hatte der Pfarrer zugehört; nun reichte er ihm liebevoll die Hand und sprach:

„Peter, komm, werde wieder gut und fromm, wie Du es ehemals warst; werde wieder ein ordentlicher Mensch und fleißiger Arbeiter. Sieh, Du hast Dich schwer verirrt, aber Gott wird Dir verzeihen, wenn Du reumütig zu ihm kommst. Mache Deinem alten greisen Seelsorger, der Dich schon als Kind gekannt hat und der Dich so lieb hat, wie Dich Deine eigene Mutter geliebt hat, die einzige Freude und kehre in den Schoß der hl. katholischen Kirche zurück. Ich weiß, Du hast Deine Mutter sehr geliebt; was aber würde sie sagen, wenn sie Dich hier so vor sich sähe als Landstreicher, als Dieb, als Kirchenräuber. Würde sie Dich noch ebenso lieben können wie damals, als Du als unschuldiges Kind auf ihrem Schoße saßest? Und Du, würdest Du ihr noch offen in ihre Augen sehen können? Würdest Du Dich nicht vor ihren Blicken verbergen müssen, wenn sie Dich hier so vor sich stehen sähe. Und Deine liebe Frau, was würde sie sagen, wenn sie wüßte, was aus ihrem Manne geworden wäre? Sieh, die beiden sind schon hinüber gegangen in die Ewigkeit. Ich werde ihnen bald folgen. Vielleicht auch Du. Und wenn Du dann ausgesöhnt mit Gott bist, wirst Du sie alle wiederfinden, an denen Dein Herz hier auf Erden gehangen hat, Deinen Vater, Deine Mutter, Deine Frau, denn sie alle haben einen frommen Lebenswandel geführt. Darum bitte ich noch einmal, kehre zu Deinem Gott zurück."

Der letzte Anflug von Trotz war bei diesen Worten von Peters Zügen gewichen, und langsam, ganz langsam stiegen Tränen wieder in ihm auf. Dann aber faßte er sich und sagte mit fester Stimme:

„Ja, Herr Pfarrer, ich will. Ich will wieder ein ordentlicher Mensch werden, ich will beichten, ich will mich bessern. Jetzt gleich will ich beichten. O, wie konnte ich Gott so betrüben, aber es soll anders werden."

Und Peter beichtete seine Sünden reumütig und hat sein Versprechen gehalten und ist ein ordentlicher Mensch geworden und geblieben.

Aus der Reichshauptstadt.

Berlin, 17. Juni.

Großfeuer. — Kunstfragen.

Am Mittwoch Abend konnte man von der Kuppel des Reichstages aus in nördlicher Richtung ein riesiges Feuermeer erblicken; der ganze Stadtteil war in Qualm und Dunst gehüllt. Das Feuer hat es aber doch noch gnädig gemacht; es war wenigstens kein Menschenleben zu beklagen und auch sonst ging es noch gut ab. In der Nähe des Brandplatzes liegen ein Petroleumlagerhof, eine Fabrik für Preßkohle, Hummels Eisengießerei, die Eisenbahnschwellen-Imprägnieranstalt, auf deren Terrain wohl das Feuer wütete, das Krankenhaus Bethesda, das Magdalenen-, das Johannisstift, auf der anderen Seite der Ringbahn der Güterbahnhof, an den unmittelbar zahlreiche bebaute Straßen anstoßen. Alle diese Anstalten, Gebäude usw., dazu die Ringbahn selbst, waren durch das Feuer auf das ärgste gefährdet. Wenn kein Menschenleben verloren ist, so ist das ein reines Wunder. Man wird nun sagen: Wen trifft die Schuld, und konnte die Sache vermieden werden? Und man muß leider antworten: die Schuld trifft die Eisenbahnverwaltung, und die Sache konnte vermieden werden. Wie kann man 150 000 eichene Eisenbahnschwellen, dazu Telegraphenstangen, im stärksten Sonnenbrande an so gefährlicher Stelle lagern? Wir sind überzeugt, hätte eine private Verwaltung, z. B. die Straßenbahn, Leben und Eigentum in so unverantwortlicher Weise aufs Spiel gesetzt, man würde die Schuldigen zur Verantwortung ziehen. Der Fall der Eisenbahnverwaltung aber liegt um so schlimmer, als sie selbst nicht allein das Material zu dem Brande geliefert, sondern auch den Funken hergegeben hat, der den Brand entzündete. Wenigstens kann dies aus dem amtlichen Bericht herausgelesen werden; dieser sagt gelassen: Das Feuer entstand vermutlich durch Funkenauswurf von einem vorbeifahrenden Ringbahnzug. Vermutlich? nein ‚höchst wahrscheinlich, denn durch solchen Funkenauswurf sind in den letzten Tagen an allen Ecken und Enden, an der Ringbahn, der Wannseebahn, den Vorortbahnen Feuer entstanden, und wenn diese Brände keine größere Ausdehnung gewannen, so lag es nur daran, daß man anderweit keinen Scheiterhaufen hergestellt hatte, wie am Bahnhofe Puttlitzerstraße. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Brände nicht auch ohne das anderweit größere Ausdehnung hätten nehmen können. Die Eisenbahnverwaltung wird endlich einsehen müssen, daß die Dampflokomotive in den Stadt-, Ring- und Vorortverkehr nicht hineinpaßt, und daß sie die Verantwortung für alle Gefahren trägt, die in diesem Verkehr mit der Verwendung der Dampflokomotive täglich und stündlich entstehen. Warum nimmt man nicht den elektrischen Betrieb? Hätte unsere Eisenbahnverwaltung Ring- und Stadtbahn bereits elektrisiert, dann könnte sie auch ihre Eisenbahnschwellen in Ruhe am Bahnhofe Puttlitzstraße lagern. Jetzt wird sie den bequemen Lagerplatz einfach aufgeben und einen weiter abgelegenen, und deshalb wirtschaftlich unzulänglicheren Platz suchen müssen, d. h., der gefährliche Dampfbetrieb erschwert durch seine Gefahren auch der Eisenbahnverwaltung den Betrieb! Moabit und Charlottenburg stehen im Streit! Moabit (die Große Berliner Kunstausstellung) ist das gehätschelte Kind von oben, Charlottenburg (Sezession) ist die „Rinnsteinkunst"! Die Konflikte mehren sich. Der Kunstdezernent im Kultusministerium hat die schwierigste Aufgabe. Er sucht nun beim Kaiser die Abneigung gegen die Sezession zu überwinden, und lud zu diesem Zwecke den Berliner Kunstdozenten, Professor Wölfflin, in die Ausstellung Moabit ein, wo dieser dem Kaiser vorgestellt werden sollte. Ein rheinisches Blatt schreibt nun hierüber: „Am Eingange stehen zum Empfange des Kaisers die Ausstellungsleiter, unser Geheimrat mit Professor Wölfflin. Der Kaiser kommt an, durchschreitet eilends den Eingang. Der erste Augenblick, Wölfflin vorzustellen, ist verpaßt. — Wölfflin und sein Führer schließen sich nun dem Gefolge des Kaisers an. Bald glaubt der hohe Beamte, wieder einen günstigen Augenblick nahe, um Wölfflin vorzustellen. Er hat den Kaiser schon angeredet, da — Pech — Wölfflin ist vor einem Bilde stehen geblieben, der Vorzustellende fehlt. — Kurz gegen Ende des Besuches findet dann der Geheimrat Gelegenheit, den Professor vorzustellen. Wölfflin verneigt sich, und statt der erwarteten Einleitung eines kleinen Gesprächs über Kunst, sagt der Kaiser nichts als: „Machen Sie mir, bitte, ordentlich Front gegen die moderne Richtung!" Der Kaiser verläßt den Saal, einen vor Erstaunen sprachlos gewordenen preußischen Universitätsprofessor zurücklassend, der anfangs diese Worte als Scherz nehmen wollte, bis ihn der Ernst, in dem die Worte gefallen, und die Augen des Monarchen eines besseren belehrten." Hohe Beamte des Kultusministeriums haben Wölfflin gesagt, er möge die Kaiserworte nicht gleich ernst nehmen, sie hätten sicherlich nicht das sagen wollen, was sie in dieser befehlenden Form ausgesprochen. Gewiß mag die ganze Situation an vielem Schuld gehabt haben: der vielbeschäftigte Monarch wollte sich entfernen, da wird ihm ein Kunstgelehrter vorgestellt, der ihm entgegengesetzte Ansichten über Kunst sagen soll, und da ihm vielleicht vieles nicht gefallen, bricht seine impulsive Natur in diese Worte aus. Der Kaiser befahl! Ohrenzeugen wollen den kaiserlichen Befehl in einer noch mehr sagenden Fassung gehört haben. Nicht: „Machen Sie mir Front!" sondern: „Sie machen mir, bitte, ordentlich Front gegen die moderne Richtung!"



Die Kriegslage in Ostasien.

Es ist zur Zeit nicht möglich, sich aus dem Gewirr von Nachrichten ein klares Bild zu schaffen über die beabsichtigten Operationen der beiden kriegführenden Parteien, noch über die Zuverlässigkeit der verschiedenen Schlachtengerüchte.

Wohl aber läßt sich einigermaßen verläßlich, an der Hand der Meldungen, eine Uebersicht der beiderseitigen Kräfteverteilungen geben. Es ist auffallend, daß aus den japanischen Berichten die eigene Kriegsgliederung unschwer herauszulesen werden kann während bei den Russen Truppenteile nicht genannt werden; es macht fast den Eindruck, als seien bei den letzteren durch die vielen Detachierungen die einheitlichen Verbände unterreinander geraten.

Die Entsendung des Generals Stackelberg nach Süden weiß man noch heute nicht zu deuten, da man nichts von dem Rückzug der Russen hört; im Gegenteil, es liegt sogar eine Depesche vor, nach welcher etwa 40 000 Mann im Vormarsch nach Süden seien. Es heißt also: ruhig abwarten. Die Kräfteverteilung der Russen wird in hohen militärischen Kreisen wie folgt geschätzt:

Hauptmacht Liaujang: 80 000 Mann, am Montienpaß (General Keller): 24 000 Mann, linke Flanke bei Kientschong: 4000 Kosaken, Mukden: 4000 Mann, Haitschöng: 5000 Mann, Kaiping: 5000 Mann, Detachement Stackelberg: 12 000 Mann, in Port Arthur eingeschlossen: 30 000 Mann, zusammen 164 000 Mann.

Die japanischen Streitkräfte: 1. Armee Kuroki: Garde, 2. und 12. Division, 2. Armee Oku: 1., 3. und 4. Division, 3. Armee Nodzu: 8., 9. und 10. Division, 4. Armee: 5. und 11. Division, zusammen ca. 220 000 Mann. Die 6. und 7. Division soll unterwegs sein.